

Aus der Wunderwelt der Natur : von der Mistel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666956>

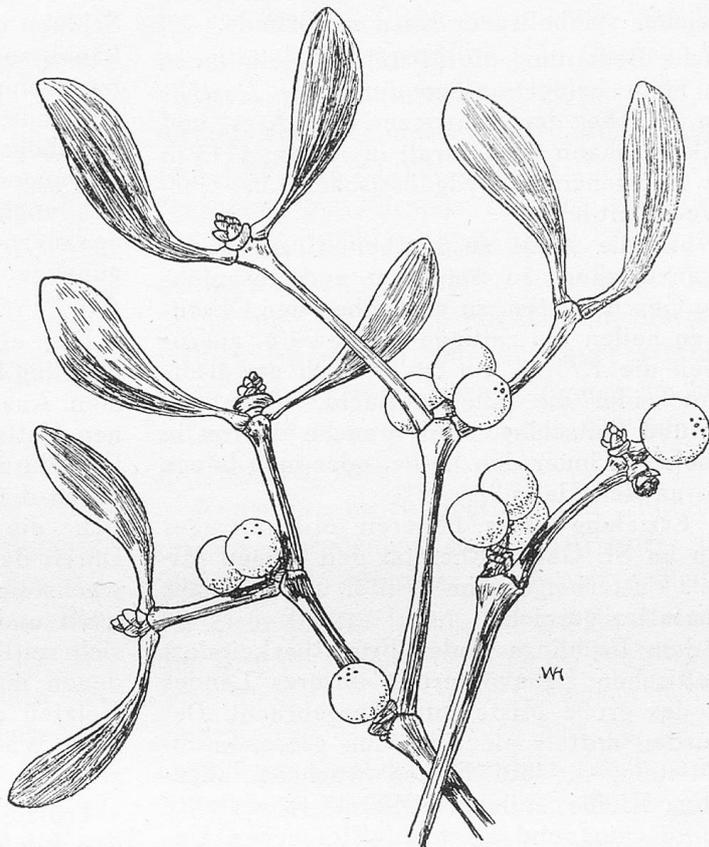
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Mistel



Wenn Weihnachten herannaht, dann tauchen auf den Blumenständen unserer Wochenmärkte immer wieder Büsche und Sträube jener immergrünen Gewächse auf, mit denen wir unser Heim über die Festtage gerne schmücken. Das seltsamste Gewächs, das wir neben dunkelgrünen Tannzweigen und den glänzenden Lederblättern der Stechpalmen entdecken, ist unstreitig die Mistel. Schon die eigenartige Architektur ihrer Astverzweigungen mit ihren regelmäßig angeordneten, gegenständigen und schwach schraubig gedrehten Spatelblättern, den zwei- bis vierzähligen Knäueln von gelbweißlich angehauchten Beeren kommt uns fremdartig vor. Und dieser Eindruck wird noch erhöht, wenn wir vernehmen, daß diese grüne Pflanze entgegen aller Regel nicht im Erdreich wurzelt, sondern auf Zweigen und Ästen lebender Bäume sich verankert. Aber nicht als harmlose, zufällige Überpflanze, wie wir solche gelegentlich im mulmerfüllten Moosfilz alter

Bäume entdecken, sondern als echter Schmarotzer oder Parasit, der seinen Wirt, der ihm Unterschlupf gewährt hat, tüchtig anzapft wie ein Blutsauger und ohne Entgelt oder eine Gegenleistung auf dessen Kosten vegetiert.

Da ist es kein Wunder, daß die Mistel schon in grauer Vorzeit die Phantasie der Menschen mächtig erregt hat. Es wurden ihr übernatürliche Kräfte zugeschrieben, was einerseits in verschiedenen Volksnamen zum Ausdruck gelangt und anderseits in der Verwendung als Heilpflanze belegt wird. So tritt neben den gewöhnlichen Benennungen „Mischtle“, „Mischple“, „Nischtle“ zum Beispiel im Kanton Schaffhausen die Bezeichnung „Hexenast“, „Hexebese“ und „Hexepösche“ auf. In diesen Wörtern kommt also noch ein Rest des Hexenglaubens zum Vorschein. Umgekehrt war man aber auch der Anschauung, daß die Mistel den Menschen vor Bösem zu bewahren vermöge. Noch heute herrscht in England und Wales der

Brauch, Mistelzweige das ganze Jahr über im Wohnzimmer oder unter dem Dach aufzuhängen, damit sie Glück brächten und alle Übel fern hielten. Und wenn wir heute über Weihnachten und Neujahr auch bei uns solche Zweige in unsern Wohnräumen als vermeintliche Dekoration befestigen, so liegt auch hier ein gleicher symbolischer Kern zu Grunde.

Welche Bedeutung die Mistel als Heilpflanze genoß, möge belegt werden durch die Ausführungen, welche der schweizerische Arzt und Botaniker Johann von Muralt in seinem 1715 in Zürich erschienenen „Eydgnössischen Lust-Garten“ veröffentlichte:

„Er hat die Kraft zu zertheilen, zu erweichen, anzuziehen, zu verdauen und auszuführen die Geschwulsten, zu vertreiben den Ohrenmittel, zu heilen die zeitigen Geschwüre, auszutrocknen die Kröpfe. So ist er auch gar trefflich gut wider die fallende Sucht, wider den Schlag und Gutschlag. Man brauche darvon in Getränkern inner den Leibe, oder man hänge darvon an den Hals.“

Zur Erzielung eines höheren Milchertrages wurden im St. Galler Rheintal den Ziegen Misteln als Futterbeigabe im Winter und Frühjahr im Dürrfutter gereicht.

Bei dem Frühlings- oder Fruchtbarkeitsfest der keltischen Urbevölkerung unseres Landes wurde das große Mistelopfer dargebracht. Dabei wurden mittels einer kleinen goldenen Sichel Misteln, die auf Eichen wuchsen, abgeschnitten. Kleine Teile der Misteläste verteilte man unter jung und alt als Mittel gegen Unfruchtbarkeit.

Eine übernatürliche Wirkung wird der Mistel auch zugeschrieben, wenn dieselbe in gewissen Gegenden von sogenannten Wassersuchern als Wünschelrute verwendet wird.

Neben den oben erwähnten Volksnamen besitzt nun die Mistel noch andere volkstümliche Bezeichnungen, nämlich „Vogelchläb“, „Vogelbeeri“, „Schnuderbeeri“. Diese Namen deuten auf die Eigenschaften und die Verbreitungsart der Früchte. Die weißgelben Beeren erreichen ihre Reife gegen Winteranfang, also just zu einer Zeit, da mit den meisten übrigen Beerenfrüchten schon tüchtig aufgeräumt ist. Die Samen der Mistelbeeren sind von einer stark klebrigen, schleimigen Masse eingehüllt. Als besondere Liebhaber dieser Beeren müssen in erster Linie die Drosselarten erwähnt werden, wird doch eine derselben direkt als Misteldrossel benannt. Bei der Samenverbreitung bestehen nun zwei Möglichkeiten. Die sehr klebrigen Samen können beim Freßakt außen am Schnabel haften bleiben und werden dann vom Vogel irgendwo auf einem andern Ast oder

andern Baume beim Putzen des Schnabels abgestrichen und auf der Baumrinde deponiert. Werden die Samen im andern Falle mit dem Fruchtfleisch verschlungen, so gehen dieselben unverdaut durch den Vogeldarm und werden mit dem Kot wiederum meist an weit entfernten Orten auf Bäumen abgesetzt. Der zähe Schleim geht manchmal sogar durch den Darmkanal, so daß der Same von seiner Klebrigkeit nur wenig eingebüßt hat. Ist die Rinde des betreffenden Baumes sehr glatt, oder tritt lang anhaltendes Regenwetter ein, dann sind die Bedingungen für das Festhaften der Samen natürlich ungünstig. Rauhe, rissige Rinde und lang andauerndes, trockenes Wetter dagegen bilden günstige Faktoren für die Verbreitung dieser Art.

Der einmal festgeheftete Same beginnt im Frühling bei zunehmender Wärme sofort zu keimen. Aus der Mitte einer zuerst gebildeten kleinen Haftscheibe wächst eine Art umgewandelte Wurzel, die man als Senker bezeichnet, durch die Rinde hindurch bis zum Holzteil, wo sich die wasserführenden Gefäße befinden. Durch das jährlich sich wiederholende Dickenwachstum wird dieser Senker immer mehr umwallt und dadurch vertieft. Gleichzeitig bilden sich seitliche Abzweigungen in der Rinde, von denen ihrerseits wieder neue Senker in den Holzteil dringen und aus dessen Gefäßen dem Wirt Wasser und darin gelöste Nährstoffe entziehen.

Trotzdem die Mistel selbst Blattgrün besitzt und infolgedessen selbst in ihren Blattzellen organische Stoffe aufzubauen vermag, muß sie doch als vollständiger Parasit bezeichnet werden, da sie sich nur auf lebenden Bäumen entwickeln kann. Von großem Interesse ist nun die Frage, auf welchen Baumarten eigentlich dieser Schmarotzer auftritt. In systematischen Werken findet man bis zu 90 Baumarten aufgezählt. Man würde nun aber einer großen Täuschung zum Opfer fallen, wenn man glaubte, ein Mistelsame könnte auf alle den aufgezählten Wirten zum Keimen gelangen. Genaue experimentelle Untersuchungen ergaben, daß die große Schar der Misteln in drei Rassen zerfällt: in Laubholz-Misteln, die sich nie auf Nadelhölzern entwickeln können, in Kiefern-Misteln und in Tannen-Misteln, von denen beide sich nie auf Laubhölzern finden. Durch äußere Merkmale unterscheiden sich diese Rassen nicht, sondern lediglich durch ihr physiologisches Verhalten, das heißt durch ihre innere Anpassung an spezielle Wirtspflanzen. Ganz ähnliche Verhältnisse treffen wir auch bei den Rostpilzen unserer Gräser, die ebenfalls bei äußerer Gleichheit in mehrere ernährungsphysiologische Rassen zerfallen. -h-